

„War es ein Kanu mit einem Mann und zwei Frauen?“ fragte ich erregt.

Der Pflanzler sah mich verständnislos an. „Da fragen Sie mich zuviel. Na, vielleicht ist alles nur Küstenklatzsch!“

Die Sirene des kleinen Dampfers gellte zum Zeichen, daß die Fremden von Bord mußten. Der Pflanzler stieg in sein Boot. „Vielleicht besuchen Sie uns einmal“, sagte er zum Abschied. „Viel können wir Ihnen zwar nicht bieten. Wir leben einfach: Mais, Reis, Sago, mal ein Huhn oder ein Schwein. Aber ein Krokodil können Sie sich jeden Abend zum Nachtmahl schießen. Davon haben wir reichlich!“ lachte er.

Wieder tufete die Dampfpfeife. Die letzten Tauschgeschäfte mit den das Schiff umlagernden Kanus wurden abgeschlossen. „Kommen Sie nur!“ rief die Frau des Farmers zu uns herauf und legte sich unter das Sonnensegel, das zwei nackte Schwarze über sie hielten. Die Schraube begann zu wirbeln, kleiner und kleiner wurden die zurückbleibenden Boote und die Märchenpalmen der Mörderinsel.

27. Labu

Puri Puri.

Es ist höchste Zeit, daß wir nach Puri Puri kommen. Schon taucht mit dem Untergang der Sonne der Skorpion am nächtlichen Himmel auf. Nun ist der „Laurabada“ nicht mehr fern, der Südostmonsun. Mit seinem Einsetzen aber segeln die „Lakatois“ ab, die großen Hochseekanus.

Wir haben Glück, wir treffen die Lakatois noch abgetakelt auf der Reede an. Es sind mächtige Dinger, aus einem halben Dutzend und mehr langer großer Einbäume zusammengesetzt, die durch eine Plattform überdeckt sind.

Allein trotz ihrer Größe kommen sie nicht recht zur Geltung. Sie wirken fast wie abgewrackte Kriegsschiffe. Erst wenn ihre Segel gehißt sind, jene seltsamen Segel, die aussehen wie riesige Hummerscheren, die den Himmel greifen wollen, entfalten sie ihre ganze imposante Wucht.

Aber davon ist noch keine Rede. Das Dorf ist leer. Kein einziger Mann ist da, nur Frauen und Kinder. Hätten wir nicht die Lakatois vor Augen, wir hätten wohl erschrecken können und wähnen, die Männer seien bereits nach dem Fly River fort.

Die Frauen sind nicht sehr entgegenkommend. Wir fragen nach dem Dorfpolizisten. Sie zucken die Achseln. Endlich treiben wir ihn auf, einen mürrischen Alten. Er berichtet uns, daß die Männer sämtlich auf Wallabyjagd sind. Vor der Abfahrt wollen sie sich noch einmal gründlich an frischem Fleisch gütlich tun.

Die Dorfpolizisten sind eine Einrichtung des Gouverneurs. Sie sind nicht ganz das, was ihr Name besagt. Mit Polizeifunktionen haben sie nichts zu tun. Die sind eigentlich ausschließlich Sache der in Port Moresby gedrillten schwarzen Polizeitruppe. Sie sind mehr eine Art Gemeindeoberhaupt oder Dorfhäuptling. Sie werden von der Regierung eingesetzt, damit sie in jedem Dorf jemanden hat, der ihre Weisungen weitergibt und an den sie sich halten kann, wenn ihre Anordnungen nicht befolgt werden. Ohne irgendeine Art von Autorität läßt sich nicht regieren, und weiße Beamte kann man nicht überallhin entsenden.

Wenigstens denken wir so. Wir Zivilisierten vermögen uns nicht vorzustellen, daß Menschen auf die Dauer zusammenleben können, ohne daß irgendeine Art von Autorität oder Obrigkeit sie „regiert“. Aber allem Anschein nach ist es doch möglich; denn als die Briten nach Papua kamen,

gab es dort nichts, das auch nur im entferntesten nach Obrigkeit ausseh oder als solche gedeutet werden konnte.

Wie gesagt, ohne Obrigkeit vermögen Europäer nicht zu regieren und nicht zu verwalten. Alle europäische Herrschaft über Farbige ist zuerst immer indirekte Herrschaft. Cortez suchte Mexiko durch Montezuma zu beherrschen, Pizarro Peru durch Atahualpa. In Nordamerika schloß man Verträge mit Indianerhäuptlingen, in Afrika mit Negerhäuptlingen. In Indien herrscht England heute noch nicht zum wenigsten durch Vermittlung indischer Fürsten, ebenso Holland auf seinen Sundainseln. Immer ist es eine eingeborene Autorität, die man durch Gewalt, durch Überredung oder Bestechung unter die eigene Botmäßigkeit zu bringen sucht, um durch ihre Vermittlung die übrigen zu beherrschen.

Aber als man nach Papua kam, war da nichts, beim besten Willen nichts, das man als Obrigkeit hätte ansprechen können. In seiner Verlegenheit machte der Vertreter der britischen Majestät einen Missionsboy, der die Lage zu nützen verstand, zum „König“. Dieses lächerliche Königtum dauerte freilich nicht lange, und in der Folge versiel man auf das System der Dorfpolizisten, um die Eingeborenen langsam an europäische Begriffe von Ordnung und Obrigkeit zu gewöhnen.

Das Verblüffende ist ja aber, daß es Ordnung ohne Obrigkeit gab und im Innern noch gibt, wo noch keine europäische Verwaltung eingerichtet ist. Es war immer dasselbe. Wenn eine Regierungsexpedition in ein fremdes Dorf kam und es zuerst so ausah, als ob es ohne Gewaltthätigkeit und Blutvergießen nicht abgehen würde, dann trat auf der Gegenseite regelmäßig ein Mann auf, der Befehle gab, die Reihen der Krieger ordnete und sich an die Spitze stellte. Natürlich, daß man diesen für den Häuptling hielt.

Aber später stellte sich stets heraus, daß diese Häuptlingswürde lediglich der Initiative eines einzelnen entsprang und in der Not des Augenblicks von den übrigen willig ertragen wurde. War die Gefahr vorüber, so trat der „Führer“ wieder an seinen alten Platz zurück, und das Leben ging ohne Obriegkeit weiter.

Damit ergibt sich für uns wieder die entscheidende Frage: wie ist das möglich? Wie ist ein Leben möglich ohne Richter, ohne Vorgesetzte, ohne Behörde, ohne alles, was irgendwie nach Befehl oder Bevormundung aussieht? Wie kann das sein, ohne daß es täglich Reibereien, Streit, Zank, Mord und Totschlag gibt, noch dazu unter leidenschaftlichen, blutdürstigen Menschen, unter Kopfsägern und Menschenfressern?

Nun, der Augenschein lehrt, daß dies möglich war und daß es noch heute möglich ist. Die Erklärung ist nicht einmal so schwerverständlich. Zunächst einmal handelt es sich um äußerst kleine Kommunen. Mit Ausnahme der Mündung des Fly River, wo sich Ansätze zur Staatenbildung zeigten, handelt es sich in ganz Papua um kleinste Stämme, fast nur um Sippen. Und — sehr wichtig — außerhalb der Dorfgemarkung beginnt das feindliche Ausland. Wer es betrifft, wagt sein Leben. Drüben steht der Feind. Grund genug, innerhalb des Dorfverbandes friedlich zusammenzuhalten, zumal man in Stammesfehden und Kopfsagden Gelegenheit genug hat, die eigenen kriegerischen und blutdürstigen Instinkte zu befriedigen.

Das Entscheidende jedoch ist, daß die Papuaner zwar keine Obriegkeit haben oder hatten, wohl aber ein Gesetz, während wir Wendländer von heute wohl Obriegkeit haben — nur allzuviel Obriegkeit —, aber kein Gesetz. Wir haben zwar Gesetze — wiederum nur viel zuviel Gesetze —, aber

kein „Gesetz“, das heißt einfache, klare Gebote, die das alltägliche wie das außerordentliche Leben des einzelnen wie der Gemeinschaft regeln, und die so selbstverständlich, so eingewurzelt sind, daß es zu ihrer Einhaltung weder einer Behörde noch einer Polizei bedarf.

Dieses Gesetz ist das „Tabu“, die religiös-gesellschaftliche Überlieferung dessen, was man tut und was man nicht tut. Zur Aufrechterhaltung des Tabus bedarf es keiner Autorität; denn es ist so selbstverständlich, daß bereits der Gedanke einer Übertretung völlig unmöglich erscheint. Deshalb bekommt man von einem Eingeborenen in der Regel auch keine Antwort, wenn man fragt, was geschieht, wenn einer das oder das Tabu übertreft. Diese Frage ist genau so unmöglich, als wenn man in Europa fragen wollte, was geschieht, wenn in Europa einer plötzlich im Ballsaal — nein, etwas so Unmögliches gibt es in Europa gar nicht, das schließlich nicht doch möglich oder wenigstens vorstellbar wäre, aber in Papua gibt es Dinge, die unmöglich, die unvorstellbar sind.

Es ist zum Beispiel unmöglich und unvorstellbar, daß eine Frau in einem Kaniu spricht. Es ist Tabu, daß sie es nicht tut. Wahrscheinlich hat dieses Verbot einmal einen sehr triftigen Grund gehabt, vielleicht auch nicht. Einerlei, es ist Tabu. Unhöflich und im Grunde sehr töricht, zu fragen: Was geschieht, wenn...?

Ordnung und Sicherheit in der „Menschenfresserkolonie“ beruhen gewiß zu einem erheblichen Teil in dem Vertrauen, das die Eingeborenen zur Gerechtigkeitsliebe ihres alten Gouverneurs haben, und in seiner Fürsorge für sie, sicher auch in der Furcht vor der ausgezeichneten, ebenso tüchtigen wie findigen schwarzen Polizeitruppe. Aber das alles macht es nicht aus. So erschüttert die Tabus — wenigstens unter

den Port-Moresby-Geborenen — heute auch bereits sind, so beruht das öffentliche Leben und die Verwaltung der Papuadörfer im Grunde noch auf ihnen.

Das Festhalten am Tabu hat den Papuanern im ganzen Lauf der Geschichte ihre Freiheit bewahrt. Sie waren stets eins der freiesten Völker der Welt. Niemals haben sie etwas wie Despotie oder Sklaverei gekannt.

Der Gouverneur von Papua meint freilich, daß auf einer bestimmten Stufe Despotie eine unvermeidliche Voraussetzung zur Entwicklung einer höheren Kultur sei. Mag sein, daß er recht hat, mag sein, daß es ohne einen gewissen Zwang nicht geht, der zeitweise alle Kräfte einer Gemeinschaft oder eines Volkes in bestimmte Richtung preßt. Sei es, wie es sei — Leben nach einem Tabu, nach einem Gesetz, das in sich selbst die Befolgung trägt, ist jedenfalls tiefste Weisheit und Einsicht in die Gesetze des Seins.

28. Autarkie und Weltwirtschaft im Südseedorf

Puri Puri.

Die Männer sind zurück von der Wallabyjagd. Endlich wird es Ernst mit der Abfahrt. Die Lakatois werden beladen, Wasser, Proviant, Speere, Fischzeug, Netze, Feuerungsmaterial eingenommen. Die Fahrt ist lang. Die Schiffe kommen vor einem halben Jahr nicht zurück. Erst mit dem Nordwestmonsun kehren sie heim.

Alles wird in Kanus zu den auf der offenen Reede liegenden Lakatois hinausgefahren, zuletzt das Wichtigste, die Ladung. Es ist ja keine Vergnügungsreise und kein Kriegs- oder Jagdzug, sondern eine Handelsfahrt. Man segelt, um Geschäfte zu machen.

Gewiß, die Leute von Puri Puri sind Selbstversorger. Sie produzieren alles, was sie brauchen. Sie sind autark,



Ralph mit seinen Freundinnen in Puri Puri.
(C. 166.)



Hier wurden die reifen Nüsse zu Haufen getragen.
(C. 212.)

„Südsee-Grüchte“.

C O L I N R O S S

Haha Whenua

— das Land, das ich gesucht

Mit Kind und Regel durch die Südsee

*

Mit 68 Abbildungen und einer Karte

4. Auflage



LEIPZIG / F. A. BROCKHAUS

1933

Umschlag und Einband nach Entwurf von
Reinhold Geidel

Copyright 1933 by F. A. Brodhaus / Leipzig
Printed in Germany

I n h a l t

	Seite
Haha Whenua	3
I. Die Gletscherinsel im Pazifik	
1. Der See „Klopfendes Herz“	15
2. Die Urahne	19
3. Der Goldgräber von der Heilsarmee	25
4. Der Eisberg im See	29
5. Der Gletscher und das Mädchen	32
6. Die Stadt, die sich selbst verzehrt	40
II. Auf der Geiser-Insel	
7. Der Arzt von Wellington	46
8. Desperados	51
9. Weltkrise bei unsern Antipoden	59
10. „Mater“	67
11. Wahira und seine Ahnen	75
12. Am Ende der Welt	84
13. Abschied in Ausland	91
III. In den Korallengärten des Großen Barriereriffs	
14. Der Hai	95
15. „Die Insel meiner Träume“	100
16. Der „Admiral“	105
17. Die Seucheninsel	109
18. Nachtfahrt im Pazifik ..	116
IV. Die Welt der Wilden	
19. Das Wunschboot	121
20. Der Gouverneur	126
21. Ein papuanisches „Groß-Berlin“	129

	Seite
22. Der Poreporena-Kriket-Klub	134
23. Mädchen schöpfen Wasser ..	139
24. Magie	145
25. Der Jüngling im Kanu und die Zwillinge	151
26. Heera — das Recht auf Mord	156
27. Tabu	165
28. Autarkie und Weltwirtschaft im Südseedorf	170
29. Die letzten Lakatois	172
V. Irrfahrt auf dem „Stern der Südsee“	
30. Wir sitzen auf Samarai fest	177
31. Der „Stern der Südsee“	183
32. Heiße Tropennacht	186
33. Das Fest im Vollmond	192
34. Der Inselkönig	201
35. Die Kopra-Ballade	209
36. Das Dorf im Meer	216
VI. Südsee — Heimat und Fremde	
37. Landung in Rabaul	221
38. Zuflucht in Wunawutung	225
39. Wie die deutsche Südsee gewonnen und verloren wurde ..	228
40. Wir übersiedeln in das „Große Papier-Haus“	236
41. Mandat und Mutiny	240
42. Die „Zwischentasse“	245
43. Ich plane eine Expedition zu den Balnangs ..	249
44. General „Weisheit“	256
45. Tropenlazarett	262
VII. Das Meer der Entscheidungen	
46. Von „Bremerhaven“ bis „Bremen“	267
47. Die nie betretene Insel	271
48. Japan im Pazifik	274
Das Land, das ich gesucht	282